

## PREDIGT ZU JOHANNES 2, 1-11

- Wermelskirchen-Hünger, 18. Januar 2015 (2. Sonntag nach Epiphania) -

*„Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.“*

Liebe Gemeinde,

wenn ich Johannes wäre, ich hätte mein Evangelium anders angefangen, ich hätte meinen Lesern den Heiland ganz anders vorgestellt. Ich meine: Ausgerechnet mit einer Hochzeit! Fängt so die Geschichte von einem Heiligen, vom Erlöser der Welt an? So – profan?

Matthäus und Lukas haben die Kindheitsgeschichten – das ist verständlich, schließlich will man ja wissen, wo er so herkommt und was das für einer ist, von dem sie da erzählen. Und Markus springt ohne große Umstände gleich mitten hinein, ohne Kindheit und Jugend treffen wir Jesus gleich bei seiner Taufe, und auch das ist verständlich, denn damit beginnt ja sozusagen sein öffentliches Wirken. Aber Johannes: Erst ein langer und ziemlich komplizierter theologischer Vortrag (Kap. 1) und dann, fast ohne Überleitung als erste größere Tat Jesu – ausgerechnet eine Hochzeit, wo der Sohn Gottes nichts besseres zu tun hat, als dafür zu sorgen, dass den Partygästen der Alkohol nicht ausgeht. Also, ich weiß nicht, ob das so den besten Eindruck macht.

Aber vielleicht sind wir ja auch einfach nur zu „fromm“, zu „brav“, zu „geistlich“, dass es uns schon fast unangenehm ist, wenn wir Jesus da mitten beim Feiern erwischen. Sollte er eventuell viel weltlicher gewesen sein, viel weniger „brav“ (also: weltfern und langweilig) gewesen sein, als wir es gerne hätten? Immerhin können wir ja wohl davon ausgehen, dass er bei dieser Hochzeitsgesellschaft fröhlich mitgefeiert hat und nicht mit verkniffenem Gesicht in der Ecke stand, voller Verachtung gegenüber denen, die sich da auf durchaus weltliche Weise amüsieren, den Wein eingeschlossen. Vermutlich war Jesus doch kein typischer Pastor, dessen größter Spaß es ist, anderen den Spaß zu verderben. „Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen“, heißt es ausdrücklich (v.2) – weder war er also zufällig in der Nähe noch gegen seinen Willen: Er war zum Feiern gekommen; er war dabei, weil er die Brautleute kannte und sicher auch mochte; er war dabei,

nicht um ein paar salbungsvolle Worte zu sprechen und für das gute Gewissen der Gastgeber zu sorgen (oder um deren gesellschaftliche Stellung zu unterstreichen; so nach dem Motto: Schaut mal, bei uns ist der Pastor zu Gast!) – er war dabei und feierte mit; einfach, weil ihm das Feiern am Herzen lag und die Fröhlichkeit sein Markenzeichen war. Und wenn Johannes diese Szene gleich am Anfang des Evangeliums schildert, dann führt er damit nur aus, was die anderen Evangelisten an anderer Stelle kurz und knapp aufbewahrt haben: Dass nämlich den Gegnern Jesu schon recht bald seine unbefangene Freude, seine Lust am Feiern und an fröhlichen Festen ein Dorn im Auge war. Was mussten sich die Jünger doch anhören aus dem Mund der Frommen und Rechtgläubigen: Ha, euer Meister, das ist ja ein seltsamer Vogel! Einen Fresser und Weinsäufer haben sie Jesus genannt (Mt 11,19; Lk 7,34) und das war nicht als Kompliment gemeint!

Tatsächlich sehen wir Jesus ja immer wieder in allen Evangelien, wie er die Freude Gottes am Menschen in seiner ganzen Menschlichkeit ausdrückt, im Feiern und in ausgelassener Fröhlichkeit – denn was gibt es Schöneres, als zu feiern, wenn ein Mensch sich und sein Leben wiederfindet? So wie Zachäus, bei dem Jesus sich zum Feiern einlädt, noch bevor dieser überhaupt die Chance hat, sich zu ‚bekehren‘. Seine Buße, seine Reue über seine krummen Wege – die kommt anschließend, während des Feierns, in Gegenwart Jesu, nicht als Voraussetzung, sondern als Folge dessen, dass Jesus ihn zum Feiern einlädt und auffordert!

So scheint Jesus also auch hier, in Kana, zunächst mal nichts anderes zu tun, als fröhlich und beschwingt mitzufeiern. Dass es eine Hochzeit war, kann ein besonderer Akzent sein, muss es aber vielleicht gar nicht. Es war einfach das größte und feierlichste, was den normalen Menschen im Laufe ihres Lebens passieren konnte: Weihnachten und Konfirmation gab’s damals noch nicht, Geburtstage wurden eher selten gefeiert, weil damals kaum einer sein Geburtsdatum kannte, und für alle anderen Feierlichkeit musste man schon etwas weiter oben auf der sozialen Leiter stehen: Thronbesteigung des Imperators oder so, das war für die einfachen Leute in Galiläa uner-

reichbar weit weg. Und daher ja auch der Name: Hochzeit, das war eben die Hoch-Zeit, der Höhepunkt, das Festereignis im Leben schlechthin. Und Jesus schließt sich an diese durch und durch menschliche Freude, diese Feier der Liebe zweier Menschen und zweier Familien an, freut sich mit, tanzt mit, trinkt mit (was denn sonst?!) und ist auch sonst voll dabei. Davon jedenfalls gehe ich aus.

Nicht zufällig hat übrigens Martin Luther gerade von dieser Erzählung her immer wieder seine Hochschätzung der Ehe begründet. Gegen alle katholische Überbewertung der Ehelosigkeit und des Mönchtums konnte Luther ganz zu recht sagen, dass der Herr Jesus durch seine Anwesenheit auf dieser Hochzeit den Ehestand segnet und damit doch wohl auch unterstützt und empfiehlt. Und dass Luther in Sachen Ehe und Liebe und Zweisamkeit und Freude aneinander mindestens so fröhlich und unverblümt reden konnte wie Jesus hier für Wein und Genuss sorgt – das alleine wäre, finde ich, schon ein Grund zum evangelisch werden.

Aber nun ist diese ganze Erzählung ja nicht *nur* die Schilderung einer fröhlichen Hochzeit unter Anwesenheit des Messias. Etwas mehr will Johannes uns wohl doch mitteilen, wenn er so ausführlich erzählt, wie plötzlich der Wein knapp und der Brautvater bleich wird. Gut, das mit dem Brautvater erwähnt er nicht ausdrücklich, aber ich kann es mir lebhaft vorstellen. Wir hatten da mal etwas ähnliches in der Familie: Als die Schwester meiner Frau heiratete (also meine Schwägerin), ist bei der Hochzeitsfeier genau das mit dem Essen passiert. Ich glaube, mein Schwiegervater hat an dem Tag einen großen Teil seiner ohnehin schon schütterten Haare verloren, als er das merkte: Das Essen reicht nicht für alle. Und trotz aller kurzfristigen Improvisationsversuche kamen tatsächlich einige mit leeren Tellern vom Büffet zurück. Etwas peinlicheres gibt es für die Gastgeber ja selbst heutzutage kaum; da können Sie sich vorstellen, wie unangenehm die Sache bei einer zünftigen orientalischen Hochzeit gewesen sein muss! (Ein Gutes hatte die Panne bei der Hochzeit meiner Schwägerin allerdings doch: Da meine Frau und ich erst ein paar Jahre später geheiratet haben, können Sie sich vorstellen, dass bei *unsere*r Hochzeit keiner hungern musste).

Nun also, der Wein ist alle, die großen Krüge sind leer, die Stimmung droht zu kippen. Spätes-

tens hier wird aus der Erzählung, aus der bloßen Erinnerung an die Hochzeitsfeier in Kana etwas mehr, eine Geschichte, die transparent wird, durchsichtig, für andere Situationen und Lebensphasen, bis hinein in meine Gegenwart. Denn hier, in der Gegenwart, entscheidet sich nämlich, ob mir eine Bibelerzählung reine Erinnerung bleibt, oder für mich lebendig wird, weil ich spüre: Ich komme selbst in dieser Geschichte vor, sie handelt ja auch von mir!

Wo könnte mein Platz sein in dieser Geschichte? Wo wird die Erzählung von der beinahe missglückten Hochzeit zur Erzählung von meinem Leben? Dem fröhlichen, festlichen Leben oder auch dem gefährdeten, missglückten Leben, einem Leben mit vollen Krügen oder einem Leben, das plötzlich trockenläuft, dem der Schwung ausgeht, dem das Feiern im Halse steckenbleibt? Könnte es sein, dass diese beiden Erfahrungen gar nicht so weit auseinander liegen? Könnte es sein, dass die peinliche Entdeckung „Der Wein ist alle!“ uns immer wieder gerade in den Augenblicken ereilt, wenn wir das Leben in vollen Zügen genießen und meinen, wir schwimmen obenauf? Ich fürchte, das ist unsere Realität, so ist unsere Wirklichkeit: Gerade dann, wenn wir in Feierstimmung sind, gerade dann, wenn alles wie am Schnürchen zu laufen scheint, trifft uns ein Schicksalsschlag und wir stehen von einem Moment auf den anderen vor einem Scherbenhaufen. Und was gerade noch Freude und Ausgelassenheit war, bekommt plötzlich einen schalen Geschmack und nimmt uns auf einen Schlag die gute Stimmung, manchmal sogar alle Lebensfreude.

Das kann alles mögliche sein: Ein Ereignis in den Nachrichten, ein persönlicher Verlust, eine ärztliche Diagnose, eine Entlassung oder ungeplante Versetzung (oder für Schüler: Nichtversetzung) – das alles erwischt uns kalt, und wir fühlen es wie einen Schlag in die Magengrube: So schnell kann alles vorbei sein, so schnell ist es vorbei mit allem Schönen, Lebens- und Liebenswertem. Da ist nicht nur eine Hochzeit verdorben, da ist in einem Augenblick das ganze Leben verdorben. Mir verschlägt es die Sprache, und als Außenstehender kann ich nur stammeln: Herr, sie haben keinen Wein mehr! Tu doch was! Hilf doch! Aber wir hören keine Antwort. Oder wir hören sie so, wie Maria sie hören musste: Was habe ich mit dir zu schaffen?

Ich nehme an, dass auch Ihnen diese kleine Szene in der großen Geschichte aufgefallen ist und vielleicht unangenehm berührt hat: Da weist die Mutter Jesu in aller Bescheidenheit ihren Sohn darauf hin, dass sich da gerade eine Krise anbahnt. Sie bittet ihn nicht, sie drängelt nicht, sie macht ihn nur darauf aufmerksam: Herr, sie haben keinen Wein mehr!. Und Jesus – in einem dieser scheinbar unverständlichen Momente – weist sie zurück, fährt sie geradezu an: „Weib, was ist zwischen mir und dir?“ (wie es in der alten Übersetzung lautete); „was habe ich mit dir zu schaffen?“ (wie es jetzt heißt). Plötzlich höre ich diese Worte Jesu auch aus anderen Geschichten, aus anderen Erfahrungen meines Lebens, und es scheint mir, als hörte ich sie immer dann, wenn ich ihn doch eigentlich am meisten gebraucht hätte, wenn ich ihn am dringendsten angerufen habe: Was habe ich mit dir zu schaffen?, klingt es beinahe höhnisch aus den Niederlagen meines Lebens, aus den notvollen Situationen, in den Momenten, wo mein Leben trocken und in Scherben vor mir liegt. Kennt ihr dieses Gefühl: Dass Gott uns da am fernsten zu sein scheint, wo wir ihn am dringendsten gebraucht hätten? Dass wir uns nicht nur hilflos genug, sondern auch noch so recht ins Elend hineingestoßen fühlen? Und dass Gott gerade dort unendlich fern und abgewandt zu sein scheint?

Schön ist das nicht, angenehm ist das ganz sicher nicht. Aber wenn Johannes das ausdrücklich so erzählt und festhält, gleich am Anfang seines Evangeliums, dann hat das wohl doch seinen guten Grund. Dann ist das womöglich eine Erfahrung, die nicht zufällig in uns etwas anrührt und insofern zum Glauben dazugehört, oft sogar ganz am Anfang, wie im Evangelium des Johannes. Nicht schön, aber wahr – Martin Luther hat das in seiner Auslegung zu dieser Erzählung so formuliert: „*So ist die Art der göttlichen Gnade, dass dieselbe niemandem zuteil werden kann, der zuvor genug hat und noch nicht seinen Mangel empfindet. Denn sie [die Gnade] speist nicht, die voll und satt sind, sondern die Hungrigen. Wer noch klug, stark und fromm ist und etwas Gutes bei sich findet und noch nicht ein armer, elender, kranker Sünder und Narr ist, der kann zu dem Herrn Christus nicht kommen noch Gnade erlangen.*“ (Evangelienauslegung IV, 87). Das ist nicht schön, das ist nicht angenehm. Und ich bitte auch sehr, das nicht falsch zu verstehen: Damit meine ich nicht, dass uns Gott die Schicksalsschläge auf den Hals schickt, weil er damit irgendetwas bezweckt. Hinter einem schrecklichen Unglück steht

kein göttlicher Plan oder Erziehungswille. An einen solchen Gott würde ich nicht glauben können. Aber umgekehrt könnte eine durchaus wichtige und richtige Einsicht daraus werden: Wer noch fröhlich bei seinem Wein sitzt und sich darauf verlässt, dass für alles gesorgt ist und alles gut geplant ist, der hat noch nicht wirklich erfahren, was das heißt: Sich wirklich und ganz und gar Gott in die Arme zu werfen und sich ihm anzuvertrauen. Jesus ist bei den Hoch-Zeiten unseres Lebens dabei, ja, aber an den Tiefpunkten unseres Lebens, da geht uns zum ersten Mal auf, wie sehr wir ihn wirklich brauchen, wie sehr wir ihn wirklich nötig haben. Und zwar gerade dann, wenn es sich so anfühlt, als hätte Gott sich von uns abgewandt, wenn uns Gott „fremd und wild“ vorkommt, wie Luther sagt, dann gilt es, ihn nicht loszulassen, sich an ihn zu klammern, sich sozusagen gegen Gott zu Gott zu flüchten (noch einmal Luther). Oft ist das nur noch ein verzagtes, stummes, angefochtenes, zweifelndes Festhalten. Aber es ist eins, auf dem eine Verheißung liegt. Es ist, als ob Jesus in den trockenen Keller unseres Lebens steigt und uns auffordert, die leeren Krüge mit Wasser zu füllen, mit einfachem, gewöhnlichem Wasser. Natürlich, er hätte das mit dem Wein ja auch mit einem einfachen Zauberwort, mit einem Fingerschnipsen erledigen können, ohne dass es jemand gemerkt hätte. Das scheint aber nicht sein Art zu sein, und ich musste daran denken, dass er bei der Speisung der 5.000 ja auch zu seinen Jüngern spricht: Gebt ihr ihnen zu essen! Und dann erst macht er aus der relativ mageren Ausbeute (fünf Brote, zwei Fische) die Menge satt.

Wir füllen das Wasser unserer menschlichen Bemühungen in die leeren, staubigen Tonkrüge unseres Lebens – und es wird Wein daraus, damit das Leben nicht austrocknet, mehr noch: Damit wir auch wieder feiern können. Durch Schmerzen hindurch und Enttäuschungen, durch bittere Einsamkeit und Ratlosigkeit hindurch – und doch erfahren Menschen das immer wieder und erzählen davon, dass es andere es hören und Glauben fassen können: Zum ersten Mal, oder auch dann, wenn ihnen selbst der Wein aus- und das Feiern vergangen ist. So gesehen steht sie also wohl doch mit gutem Grund am Anfang des Evangeliums, diese Erfahrung: Dass in Jesus mehr anwesend ist als ein einfacher Hochzeitsgast, dass er gerade in dieser scheinbar sehr banalen und menschlichen Angelegenheit „seine Herrlichkeit“ offenbarte, wie es am Ende heißt. Gerade dadurch, so scheint

es, weckt er Glauben, dass er dem Menschen in seiner Not hilft – und sei es nur die Not des Kellermeisters vor einer peinlichen Panne bei der Hochzeit. Aber was heißt schon „nur“? Ist nicht jede Not immer die größte, wenn sie mich trifft? Da gibt es kein ‚größer‘ und ‚kleiner‘; echte Not ist immer Not.

Und so hat es wohl doch seinen guten Sinn, dass der, von dem im ersten Kapitel des Evangeliums so gewaltig und hoch gesprochen wird, nun, hier, im zweiten Kapitel dort zu finden ist, wo er tatsächlich hingehört: Unten, zwischen den Menschen, beim Feiern und dann auch im Keller des Lebens (oder wo immer unsere leeren Krüge halt stehen). Das ist, wie gesagt, keine schöne Erfahrung, aber es liegt ein Trost darinnen, den wir vielleicht erst dann richtig hören, wenn wir selbst auf dem Trockenen sitzen. Und was zu seinen Lebzeiten galt, das gilt weiterhin: Bei den Hochzeiten des Lebens war er anwesend *und* auf den Durststrecken des Weges. Zum Feiern lässt er sich einladen, *und* in der Not des Lebens ist er zu finden, will er sich finden lassen. Als Mensch unter Menschen, in dem uns dann doch immer wieder mehr und größeres begegnet als nur das menschliche und Alltägliche. Und dem wir darum Vertrauen schenken können, weil wir wissen: Hier ist Gott selbst an unserer Seite.

*„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“*